

Unverkäufliche Leseprobe



Nadifa Mohamed
Der Geist von Tiger Bay

2021. 368 S.

ISBN 978-3-406-77682-3

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/32446074>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Nadifa Mohamed

DER GEIST
VON
TIGER BAY

Roman

Aus dem Englischen
von Susann Urban

C.H.Beck

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds e. V.
herzlich für die Förderung ihrer Arbeit an diesem Buch.

Dieser Roman wurde während der World Literature Fellowship for Translators des
Instituts für die Wissenschaften vom Menschen in Wien fertiggestellt.

Titel der englischen Ausgabe:

The Fortune Men

© 2021 by Nadifa Mohamed

Erschienen bei Viking, an imprint of Penguin Books, London 2021

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2021

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com, Nastassja Abel

Umschlagabbildung: © Bert Hardy/Picture Post/Hulton Archive/Getty Images

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 77682 3



klimateutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Für M. H. M. und L. V.

«*Nafyahay orod oo, arligi qabo oo, halkii
aad ku ogeyd, ka soo eeg.*»
«O Seele, zu deiner Heimat eile,
wo du sie einst gekannt.»

Ahmed Ismail Hussein, «Hudeidi»,
geschrieben während seiner Inhaftierung
in Französisch-Somaliland 1964

Remember the green glow of phosphorous,
on a bow waved warm tropic night,
the wonderful wild roaring forties,
when you fought the storm at its height.

The scent of the spices of Java,
a frigate birds cry to the moon,
the sound of the anchor chain surging,
when we stayed in that crystal lagoon.

No requiem plays at your passing,
no friend to bid you goodbye,
who knows that the sea birds are grieving,
and perhaps a fool such as I.

Aus «The Last Tramp Steamer»,
Harry «Shipmate» Cooke

KOW

1

Tiger Bay, Februar 1952

«Der König ist tot. Lang lebe die Königin.» Aus dem Radio knistert die Stimme des Sprechers und umwabert die gespannt lauschenden Gäste von Berlin's Milk Bar wie der Nebel die schwermütigen Straßenlaterne, deren fahles Licht kaum das Straßenpflaster erhellt.

Der Geräuschpegel steigt, Milkshakes und Colas klirren gegen Irish Coffees, Stühle schrammen über die schwarz-weißen Fliesen.

Berlin hämmert mit einem Löffel gegen die Theke und brüllt mit seiner Löwendompteurstimme: «Hebt eure Gläser, meine Damen und Herren, auf unseren alten König! Möge er ein schönes Seemannsgrab bekommen.»

«Da unten wird er viele von uns treffen», gibt der alte Ismail zurück, «und auf dem Weg runter kann er schon mal an seinen Entschuldigungen arbeiten.»

«Ich w-w-w-ette, die hat er sch-sch-schon auf dem T-t-t-otenbett g-g-g-geschrieben.» Ein Gast kichert hämisch.

Durch den Rock 'n' Roll und die zischende Espressomaschine hindurch hört Berlin seinen Namen. «*Maxa tiri?*», fragt er, als sich Mahmood Mattan durch die Menge zur Bar vordrängt.

«Ich hab gesagt, mach mir noch 'n Kaffee.»

Berlin fasst seine Frau, die aus Trinidad stammt, um die Taille und schiebt sie Richtung Mahmood. «Lou, gib diesem Querulanten noch 'n Kaffee.»

An der Bar stehen viele von Tiger Bays somalischen Seeleuten, die mit ihren Krawatten, Uhrenketten und Trilby-Hüten wie eine Mischung

aus Gangster und Dandy aussehen. Nur Mahmood trägt einen Hom-
burg, den er tief ins eingefallene Gesicht bis zu den traurigen Augen
gezogen hat. Er ist ein ruhiger Geselle, taucht stets so lautlos auf, wie er
verschwindet, mischt sich nie unter die Seeleute, Spieler, Diebe. Wenn
er anwesend ist, halten die Männer ihre Habseligkeiten fest und die
Augen auf seine langen, eleganten Finger gerichtet, nur Tahir Gass, erst
vor Kurzem aus der Irrenanstalt von Whitchurch entlassen, rückt dicht
an ihn heran, er sucht vergebens Mahmoods Freundschaft. Tahir be-
findet sich auf einem Weg, den niemand mit ihm gehen kann oder will,
unsichtbare Elektroschocks lassen seine Glieder zucken, Gefühls-
regungen flackern über sein Gesicht wie über eine Kinoleinwand.

«Die Unabhängigkeit steht vor der Tür.» Ismail nimmt einen Schluck
aus seinem Henkelbecher und lächelt. «Indien is weggebrochen, wie
sollen sie sich jetzt bei den anderen rausreden?»

Berlin reißt drohend die Augen auf. «Die sagen, wir haben dich bei
den Eiern, Bimbo! Dein Land, deine Züge, deine Flüsse, deine Schulen,
alles gehört uns, auch der Kaffeesatz in deiner Tasse. Du weißt, was sie
den Mau-Mau und sämtlichen Kikuyu in Kenia antun – sperren sie ein,
Männer wie Kinder.»

Mahmood nimmt von Lou seinen Kaffee entgegen und grinst, er
schert sich nicht um Politik. Während er seine Manschetten zurecht-
zupft, rinnt Kaffee vom Becherrand auf seine blank gewienerten
Schuhe, er zerrt ein Schnupftuch aus der Hosentasche, wischt die
Tropfen weg und poliert nach. Die Brogues sind neu, schwarz und
spitz wie Neufundlandkohle, so gute Schuhe trägt keiner der anderen
Kerle hier an den Füßen. Drei Pfundnoten brennen ihm ein Loch in
die Tasche, wollen beim Poker eingesetzt werden, abgeknipst hat er
sie sich, aufs Mittagessen verzichtet und nachts aufs Feuer, wie eine
Mumie in seine Decken gewickelt. Er lehnt sich über die Bar und stößt
Ismail an. «Kommt Billa Khan heut Abend?»

«Bin ich ausm Dschungel? Wenn's bloß so wär! Ich sag zu ihm,
schau dich um, *das* hier is der Dschungel, überall Büsche und Bäume.

In meinem Land wächst gar nichts», beendet Ismail sein Witzchen und sieht Mahmood an. «Woher soll ich das wissen? Frag einen deiner Ganovenbrüder.»

Mit einem verächtlichen Schmatzen saugt Mahmood Luft durch die geschlossenen Zähne, schüttet den Espresso hinunter und greift nach seinem beigefarbenen Regenmantel. Dann schiebt er sich durch die Menge hinaus ins Freie.

Wie ein Schaufelschlag trifft ihn die kalte Luft ins Gesicht, und obwohl er den Mantel eng um sich zieht, packt ihn die eisige Februarnacht und lässt seine Zähne klappern. Sein Blick wird durch einen grauen Fleck getrübt, wo ihm einmal ein glühender Kohlensplitter aus dem Heizkessel ins rechte Auge geflogen war. Ein Schmerz, so durchdringend, dass es ihn hochhob und er mit dem Rücken auf der abkühlenden Schlacke hinter ihm landete. Schaufeln und Pricker klirrten zu Boden, als ihm die anderen Heizer zu Hilfe kamen, ihm die Finger aus dem Gesicht rissen. Seine Tränen verzerrten ihre vertrauten Gesichter, ihre Augen waren die einzigen hellen Flecken im düsteren Maschinenraum; unter dem Schrillen des Notalarms marschierte der leitende Ingenieur schweren Stiefelschritts die Stahltreppe nach unten. Danach lag Mahmood zwei Wochen lang mit dickem Kopfverband in einem Hamburger Krankenhaus.

Dieser Fleck und ein kaputter Rücken sind die einzigen körperlichen Andenken an sein Seefahrerleben; seit knapp drei Jahren ist er nicht mehr an Bord gewesen, hat stattdessen als Gießer gearbeitet oder sich um armselige kleine Heizkessel in Gefängnissen und Krankenhäusern gekümmert. Doch die See ruft ihn noch immer, so laut wie die Schwalben, die über ihm durch die Luft gleiten, aber Laura und die Jungen haben ihn hier vor Anker gelegt. Söhne, die dem walisischen Blut der Mutter zum Trotz somalisch aussehen, sich unter «Daddy, Daddy, Daddy»-Rufen an seine Beine klammern, seinen Kopf nach unten ziehen, sein pomadisiertes Haar zerwühlen und seine Wangen mit ihren dicken Schmatzern nach Limonade und Milch riechen lassen.

Die Straßen sind ruhig, nur die Nachricht vom Tod des Königs weht aus vielen der niedrigen, windumspielten Häuserreihen, an denen er vorbeikommt. Jeder Radioempfänger auf seine eigene Zeit eingestellt, mal eine Sekunde früher dran, mal eine Sekunde später. In einigen wenigen Geschäften auf der Bute Street brennt Licht: bei Zussens Pfandleihe, wo viele seiner Kleider auf Ablöse warten, beim zypriotischen Friseur, wo er sich das Haar schneiden lässt, und bei Volackis Laden, wo er früher seine Seemannsausrüstung gekauft hat, jetzt nur noch gelegentlich ein Kleid für Laura ergattert. Die hohen Fenster von Cory's Rest sind beschlagen, hinter dem Bleiglas tanzen und lachen Gestalten. Er steckt den Kopf durch die Tür, vielleicht ist einer seiner Stammgegner da, doch um den Snookertisch herum nur unbekannte westindische Gesichter. Früher hatte er zu der Arbeiterarmee gehört, die aus aller Welt rekrutiert wurde, um die Tausenden im Krieg gefallenen Seeleute und Hafendarbeiter zu ersetzen: Dockarbeiter, Talleyleute, Vorarbeiter, Stauer, Winschleute, Lukenvize, Qualitätskontrolleure, Kornträger, Holzträger, Geileute, Lademeister, Speicherarbeiter, Hafenschwächer, Reepschläger, Fährlleute, Decksleute, Lotsen, Schleppkahnfahrer, Ewerführer, Quartierleute, Schmiede, Waterclerks, Lascher, Messer, Wäger, Baggerfahrer, Nietenklopper, Stauvize, Baumwollküper, Kranführer, Kohlenzieher und sein eigenes Bataillon, die Heizer.

Mahmood lässt das prächtige Cory's Rest mit seinen girlandenverzierten Säulen hinter sich und geht Richtung Hafen, dem vom Nebel rötlich gefärbten Himmel entgegen. Er beobachtet gern das nächtliche Industriespektakel: das dreckige Meerwasser, das Feuer zu fangen scheint, während Fässer mit geriffelter, weiß glühender Schlacke von den East Moors Steelworks in die Abendflut gekippt werden. Die Eisenbahn am Kai rattert und kreischt, Wagen schießen zwischen den Schwaden der Stahlwerkschornsteine und der wütenden, dampfenden See hin und her. Ein gespenstischer und betörender Anblick, der ihm jedes Mal den Atem stocken lässt, beinahe erwartet er, dass dieses brodelnde, zischende, vom Benzin schillernde Wasser eine Insel oder

einen Vulkan ausspuckt, aber bis zum Morgen kühlt es wieder zu mür-
risch-dunkler Gleichförmigkeit ab. Das Hafengelände und das an-
grenzende Viertel Butetown umfassen gerade einmal eine Quadrat-
meile, doch für ihn und seine Nachbarn ist dies eine ganze Metropole.
Im vorigen Jahrhundert stampfte ein schottischer Adliger den Hafen
aus dem Marschland und benannte die Straßen nach seinen Verwand-
ten. Mahmood hat das Gerücht gehört, der erste Scheck der Welt über
eine Million Pfund Sterling sei hier an der Kohlenbörse gezeichnet
worden. Auch jetzt noch treten hier morgens Männer eines anderen
Kalibers, die Melone auf dem Kopf, die Arbeit im Mercantile Marine
Office oder im Custom House an. Sowohl beim Marine Office als auch
bei der Seaman's Union weiß man, durch welche Tür man einzutreten
hat, wenn man Ärger vermeiden will, das gilt gleichermaßen für weiße
wie schwarze Arbeiter.

Das Viertel hinter dem Finanzdistrikt gehört allen, Eisenbahn-
schienen und Kanäle umzäunen die Menschen und trennen sie vom
restlichen Cardiff.

Für Neuankömmlinge ist das Labyrinth aus kleinen Brücken,
Kanalschleusen und Straßenbahnlinien verwirrend; noch kurz vor
seiner Ankunft trugen somalische Seeleute die Adresse ihrer Unter-
kunft an einem Schild um den Hals, damit Passanten ihnen den Weg
weisen konnten. Die Kinder nutzen die Kanäle als Spielplatz, und als
einmal zwei von ihnen verschwunden waren, suchte Mahmood eine
blaue, schlaflose Nacht lang das Schlammwasser nach ihnen ab. Mor-
gens fand man sie – ein weißes und ein schwarzes, beide ertrunken.
Noch sind seine Söhne zu klein, um sich herumzutreiben, *alhamdulillah*.
Eines Tages, wenn sie älter sind, wird er ihnen die Hafenstadt
zeigen, die norwegische Kirche und den koscheren Schlachthof, die
Kräne, Ausleger und qualmenden Schornsteine, die Holzteiche, Kreo-
sotfabriken und Viehhöfe, die drei breiten Durchfahrtsstraßen Bute
Street, James Street, Stuart Street, die von immer schmaler werdenden
Reihenhäusern durchzogen sind. Die Flaggen und Schornsteine von

Schiffahrtsflotten aus aller Welt drängen sich an den Moleköpfen und breiten sich über die Hafenbecken aus. Im Stillen plant Mahmood die Zukunft, jetzt gibt er sich jedoch der eisigen Kälte geschlagen, die durch die Spalten zwischen den Mantelknopflöchern dringt, und entscheidet sich gegen eine weitere Pokernacht. Er macht sich auf den Heimweg nach Adamsdown, wo das wahre Feuer seines Lebens brennt.

Violet lässt sich schwer auf den Holzstuhl fallen und wartet darauf, dass Diana den Tisch deckt. «Wo ist Gracie?»

«Macht nur noch einige Aufgaben für die Schule fertig, sie kommt gleich runter.»

«Ich finde, sie lernt zu viel, Di, sie sieht ausgezehrt aus.»

«Red keinen Unsinn. Sie nimmt kaum mal den Füller in die Hand, verbringt ihre Abende hauptsächlich damit, in meinen Stöckelschuhen zu Jazzplatten herumzuhüpfen. Als ich hoch bin, um sie aufzumuntern, war ihr Gesicht mit Max Factor Sunset Shine zugekleistert. Die denkt, Hollywood wartet auf sie.»

«Die Putzfrau hat erzählt, dass sie beim Bettüberziehen unter ihrem Kopfkissen ein Foto von Ben in Fliegermontur gefunden hat.»

«Ich weiß.» Ihr Lächeln erstarrt, und sie dreht Violet den Rücken zu.

Violet drückt Dianas Unterarm. «Sei stark. *Kojch.*»

«Komm jetzt runter, Grace, wir warten auf dich!», ruft Diana die Treppe hoch, reißt sich die Schürze herunter und hängt sie zusammengefaltet über ihre Stuhllehne. Die Pfunde, die sie über die Weihnachtstage zugelegt hat, sieht man ihrem muskulösen Körper immer noch an. Ihr grünes Etuikleid spannt am Rücken. Das schwarze Haar fällt ihr in lockeren Wellen über die Schultern, sie müsste es schneiden lassen, aber Violet gefällt es so, ihre Schwester wirkt damit südlicher.

«Du bist geradezu ein Perpetuum mobile.»

«Nicht freiwillig, das kann ich dir sagen. Maggie hat Daniel über-

redet, das Huhn abzuliefern, weil ich vorhin so viele Kunden hatte. Alle, aber auch alle wollten ihr Geld auf ein Pferd setzen, das irgendeine Verbindung zum König hat: His Majesty, Balmoral, Buckingham Palace. Mag sein, dass sie ihm auf diese Weise die letzte Ehre erweisen wollen, vielleicht ist es auch nur Aberglaube, jedenfalls habe ich so etwas noch nie erlebt.»

«Einem von ihnen habe ich seinen Heuervorschuss ausgezahlt, und dann habe ich gesehen, dass er zu dir geht. Wenn man einem Narren Geld in die Hand gibt ...»

«Ach, das ist Tahir, der Arme, er ist nicht ganz richtig im Kopf. Einer der Seeleute hat gesagt, er sei von italienischen Soldaten in Afrika «missbraucht» worden, wie sie es nennen. Mir hat er erzählt, er ist der König von Somalia und hat im Krieg Tausende Männer getötet.»

«Auf welches Pferd hat er gesetzt?»

«Auf die Empress of India.» Diana öffnet die roten Lippen zu einem lauten Lachen. «Wahrscheinlich denkt er, das ist seine Frau.»

«Ach du meine Güte. Ich wasche mir nur rasch die Hände.» Mit einem Lächeln betrachtet Violet den gedeckten Tisch. Brathähnchen, Essiggurken, Salzkartoffeln, Karotten mit roten Zwiebeln und Roter Bete, außerdem ein Stapel Mohnbials.

Sie kommt vom Spülbecken zurück, schlüpft mit den bestrumpften Füßen aus ihren schwarzen orthopädischen Schnürschuhen, dehnt das verkrümmte Rückgrat; die Skoliose hat ihren Brustkorb und ihre Schulterblätter wie Puzzleteile zusammengeschoben. Ihre Haut ist heller als die ihrer Schwestern, sie hat das Gesicht des Vaters, bis hin zu den tiefen Furchen neben dem Mund, und sowohl ihr Kleid als auch ihr rotwangiges Gesicht wirken nonnenhaft rein. Ihr Haar ist immer noch dunkel, aber oberhalb der dünnen Augenbrauen ist ein Hauch Weiß im dreieckigen Haaransatz zu erahnen. Sie wirkt wie eine Frau, die immer älter aussah, als sie tatsächlich war, und nun den Punkt erreicht hat, an dem sie ihren Körper als maßgeschneidert empfindet: die bescheidene Ladenbesitzerin in Cardiff.

«Schalt das Radio ein, Di, ich möchte den Rest der Nachrichten hören. Stell dir Prinzessin Elisabeth – Verzeihung, *Königin* Elisabeth – vor, wie sie im Flugzeug sitzt, wohl wissend, dass sie ihr ruhiges, bescheidenes Leben mit Mann und Kinderchen aufgeben und den Thron besteigen muss.»

«Es zwingt sie keiner dazu. Von mir aus kann sie in Kenia bleiben und das Ende der Monarchie ausrufen.»

«Du hast kein Pflichtgefühl. Wie könnte sie das tun, wenn ein ganzes Land, ein ganzes Empire auf sie wartet?»

«Typisch für dich, du Papas Liebling. Du bringst mich zum Lachen, Violet, Dad hinterlässt dir diesen Laden, und du nimmst es derartig ernst, als hätte er dir die gesamte Welt vererbt. Ich sehe förmlich dein Gesicht in der Zeitung, wie du öffentlich das feierliche Versprechen abgibst, Bute Street 203 nach bestem Wissen und Gewissen zu regieren, so wahr dir Gott helfe.»

«Dieser Laden ist mein Leben, und wenn ich ihn 48 verkauft hätte, was wäre damit gewonnen gewesen? Eine Witwe, eine alte Jungfer und ein kleines Mädchen, die Wohnungen und Arbeitsstellen wechseln wie andere ihr Hemd.»

«Wir hätten nach London oder New York gehen sollen.»

«Und von vorn anfangen? Nein, Diana, du bist noch jung genug, um zu heiraten und weitere Kinder zu bekommen. Ich nicht.»

«Das stimmt nicht. Vielleicht keine Kinder, aber heiraten könntest du ohne jeden Zweifel immer noch.»

«Soll ich mich mit den Gaunern und Scharlatanen abgeben, die mich nur wegen meines Ladens wollen?»

«Schon gut, schon gut. Es ist deine Entscheidung.» Beschwichtigend hebt Diana die Hände und brüllt dann lauthals: «Grace, komm sofort runter!»

«Komme!»

«Jetzt sofort! Tante Violet ist müde, und das Essen wird kalt.»

Es trampelt die Wendeltreppe hinunter, und dann ist sie da – der

Mittelpunkt ihrer beider Welt –, 1,38 Meter pure, hoffnungsvolle Verheißung.

Sie küsst Diana und Violet auf die Wange und schlängelt sich auf ihren Stuhl. Allmählich verändert sich Grace' weiches rundes Gesicht, Bens eckiger Kiefer drängt heraus, und ihre Nase bekommt den eleganten Volacki-Schwung. Zehn Sommer, zehn Winter ohne ihn, denkt Diana beim Anblick des sommersprossigen Gesichts ihrer Tochter.

«Hast du für deine Prüfungen gelernt, Herzblatt?», fragt Violet, tranchiert das Hähnchen und legt Grace drei Scheiben auf den Teller.

Grace beißt herzhaft in ein Bialys und lächelt verschmitzt.

«Ich habe angefangen, Tante Violet, aber dann ...»

«Naa?» Diana verdreht die Augen. «War mein Schminktäschchen interessanter?»

«Du hättest es nicht rumliegen lassen sollen, Mam, du weißt, wie doll schnell ich mich ablenken lasse.»

«Was bist du für ein Frechdachs, Gracie», lacht Violet.

Der Radiosprecher ist der Vierte in der Tischrunde, eine volle Männerstimme aus London, die nach Frack samt weißer Fliege und Lackschuhen aus der Bond Street klingt. Das Klirren der Messer und Gabeln mischt sich unter getragenen Choralgesang und Glockengeläut – von Big Ben bis zu einem mittelalterlichen Kirchlein am äußersten Rand der Hebriden. Außerhalb ihres Esszimmers liegt das Land in Trauer, die Sterne sind in ihrem Lauf erstarrt, der Mond ist schwarz gewandet.

«Bring das Geschirr in die Küche und mach dich bettfertig, Grace.»

«Ja, Mammy.» Grace kippt den Rest ihres Himbeersirups hinunter und stapelt sich möglichst viele Teller auf die Arme, so, wie sie es bei den Kellnerinnen in Betty's Café gesehen hat.

«Einen nach dem anderen, die kannst du nicht alle auf einmal tragen.» Diana nimmt ihr einen Teil des Geschirrs ab und folgt ihr in die Küche.

Violet möchte sich am liebsten sofort auf ihrem Bett ausstrecken

und schlafen, aber sie muss noch die Tageseinnahmen notieren, die Haustür verschließen – die oberen und unteren Riegel, zwei Vorhängeschlösser, ein Yale-Schloss – sowie die Hintertür, ehe sie sich mit der Geldkassette in ihr Schlafzimmer zurückziehen kann. Das Gewicht dieser Aufgaben drückt sie auf den Stuhl. Schließlich rafft sie sich auf und geht wie gewohnt in den nebenan liegenden Laden zurück.

Selbst zu dieser späten Stunde dröhnt Musik durch die Mauern des Nachbarhauses, einer maltesischen Pension – Rock 'n' Roll, anzüglich das Saxofon, drängend die Trommeln –, und Diana hämmert Ruhe fordernd mit der Faust gegen den Putz. Seit einer Explosion während ihrer Zeit bei der Women's Auxiliary Air Force ist sie auf einem Ohr schwerhörig, aber die Malteser drehen ihre Musik derart auf, dass sie Tote aufwecken könnte. Ihre Tochter schläft allerdings ungerührt. Diana schlüpft ins Nachthemd und unter die seidene Daunensteppe, Violets Hochzeitsgeschenk, das merkwürdigerweise an einer Ecke immer noch nach Bens Rasierwasser duftet. Nachts ist er so gegenwärtig, als wäre seine Abwesenheit am Tag nur eine Täuschung. Sie zieht sein Tagebuch unter dem Kopfkissen hervor, geht vorsichtig mit dem blauen Blöckchen um, damit die losen Seiten nicht herausfallen. Im Lampenlicht wirken die Seiten durchsichtig, wie eine Reihe Libellen schwebt seine feine gleichmäßige Handschrift in der Luft. Sie blinzelt zweimal und führt das Tagebuch näher an die Augen, damit die Wörter stillstehen. Mittlerweile lesen sich die Einträge nicht mehr wie die eines Toten, sondern lassen ihr den Glauben, dass er immer noch dort draußen in Ägypten ist, Schutz vor Sandstürmen sucht, die Souks von Suez und Bardia auf der Suche nach Mitbringseln durchstreift, ehe er mit «seinen Jungens» von der 38. Squadron den Nachtflug antritt. Vor dem Krieg war ihr nicht bewusst gewesen, wie wunderbar er schreiben konnte. Selbst seine leeren Tage, in denen er las, was ihm in die Hände fiel, waren so geschildert, dass sie die erdrückende Apathie in seinem Zelt spüren konnte. Inzwischen sind ihr die verlassenen italienischen

Stellungen mit den zurückgelassenen Lastwagen, Krädern, Springerstiefeln und Ferngläsern so vertraut wie die Rummelplätze ihrer Kindheit mit den dampfbetriebenen Fahrgeschäften. Das quecksilbrige Glühen des vom Vollmond beschienenen Mittelmeers scheint erinnerungswürdiger als die schäumende Irische See.

Es dauert eine Weile, bis Violet das Geräusch zuordnen kann. Ihr Albtraum ist immer noch lebendig, vor ihrem geistigen Auge sieht sie Hände gegen Synagogenfenster schlagen, während das weiße Gebäude in Flammen aufgeht, das Polarlicht lässt den Nachthimmel blaugrün schimmern, in den ungehört die Schreie der Männer, Frauen und Kinder steigen.

Ein Schrillen.

Alarmglocken schrillen.

Sie gelten nicht denen, die in der *schul* sterben, sondern ihr, in ihrem eigenen Haus. Kerzengerade sitzt sie im Bett, die Hände an den Kopf gepresst, ihr Herzschlag ist lauter als das metallische Rasseln der Alarmanlage. Sie schiebt die Füße in die Hausschuhe, greift sich einen silbernen Kerzenhalter vom Frisiertisch und schaltet sämtliche Lampen ein. Auf dem Treppenabsatz sind Schritte zu hören, und sie umklammert, einer Ohnmacht nahe, den Türknauf. Wahrscheinlich wäre es einfacher, hier und jetzt, still und leise zu sterben, denkt sie, als sich dem zu stellen, was sich auf der anderen Seite befindet. Sie lehnt die Stirn gegen die Tür, schließt die Augen und dreht langsam den Knauf.

«Alles in Ordnung, Violet, das Fenster ist zertrümmert, aber unten ist niemand.» Diana steht oben an der Treppe, in ihrer Manteltasche steckt eine Taschenlampe, und in jeder Hand hält sie einen Hammer. Beim Anblick des totenblassen Gesichts ihrer Schwester geht sie mit schweren Schritten auf Violet zu und nimmt sie in den Arm. «Reg dich nicht auf, Schwesterherz, alles ist gut. Wer immer es war, hat sich verdrückt.»

Zitternd klammert sich Violet an Diana und bemüht sich um Fas-

sung; es ist nicht nur dieser Einbruch oder die Einbrüche davor, sondern es sind auch die Briefe, die auf der Fußmatte landen und die in Osteuropa ermordeten Verwandten aufzählen. Namen aus ihrer Kindheit, an die sie sich kaum mehr erinnert, Gestalten, denen sie nur mit Mühe auf den alten Familienfotos Namen zuweisen kann, suchen sie in ihren Träumen heim, scharen sich um ihren Esstisch und bitten um Essen, Wasser, einen Schlafplatz – bitte, bitte, bitte –, flehen sie auf Polnisch an, *kuzyna, ocal mnie*, Cousine, rette mich. Nirgendwo fühlt sie sich mehr sicher, als wollte die Welt sie wegfeigen, sie und alle, die sind wie sie, durch verschlossene Türen und Fenster kriechen, ihr das Leben aus der Lunge saugen. Awram tot, Chaja tot, Schmuel tot. Gestorben in Litauen, Polen, Deutschland. Immer mehr Namen füllen die Gedenktafel an der Synagoge. Die Tatsachen wirken immer noch unreal. Wie können sie alle tot sein? Die Briefe der Volackis aus New York und London stapeln sich, ergeben aber immer weniger Sinn, Gerüchte, wer wo wann wie umgekommen ist, ein steter Fluss an Todesnachrichten, an deren Ende noch ein klein wenig Glück gezwängt wird – eine Geburt in Stepney, ein Studienabschluss in Brooklyn.

«Welches Fenster ist kaputt?», fragt sie schließlich.

«Das kleine hinten. Morgen früh soll Daniel kommen und es zu mauern. So lange habe ich es mit Kisten zugestellt. Komm, leg dich zu Gracie, während ich die Augen offen halte.»

Mit einem gehorsamen Nicken schleicht Violet ins Zimmer ihrer Nichte und schlüpft zu ihr ins Bett. Sie nimmt das schlafende Kind in den Arm, kommt sich kleiner und verletzlicher als Grace vor. Auf dem Boden vor dem Bett liegt ein Atlas, Violet greift danach und blättert ihn durch; das Rot des Britischen Empire bedeckt die Seiten. In letzter Zeit hat sie ihren Horizont erweitern müssen, fantastisch anmutende Namen kennengelernt – Usbekische und Kirgisische Sozialistische Sowjetrepublik, Mandschurei –, denn die starken jungen Männer und Frauen, die sich in den Wäldern versteckten und Hitler überlebten, waren vor der Katastrophe davongerannt, immer weiter, immer weiter, immer

weiter nach Osten, als wollten sie vom Rand der Welt springen. Es ist den unverheirateten Frauen zugefallen, die weder Mann noch Familie als Ausrede haben, diese heimatlosen Kinder aufzuspüren, diese jungen Männer und Frauen, für die sie als Gemeinschaft verantwortlich sind, die niemandem trauen, aber alles annehmen, was man ihnen gibt. Sie schickt diesen entfernten Verwandten, sogar deren mittellosen Freunden Geld mittels Banken in Amsterdam, Frankfurt, Istanbul, Schanghai, stets im Ungewissen, ob es sie rechtzeitig erreicht oder ob sie zur Vernunft kommen und in die Zivilisation zurückkehren, falls diese den Namen überhaupt noch verdient. Violet lässt den Atlas auf den Boden fallen. Grace' rhythmisches Ein- und Ausatmen beruhigt sie, jedoch nicht so sehr, dass sie einschläft; ihre Ohren konzentrieren sich auf Diana, die unten das Glas zusammenfegt, furchtlos und mit festem Schritt über die Dielen geht, hin und her, bis sie endlich die Treppe hochstapft, während die ersten Vögel die Dämmerung herbeizwitschern.

Daniel kommt, während sie frühstücken; die Angst der Nacht ist vom heimeligen Kaffee- und Toastduft verhüllt. Violet wird rot, als er sich vorbeugt und ein Stück Brotrinde von ihrem Teller stibitzt, seine tiefe Stimme mit dem ausländischen Akzent erregt sie, sein bärenhafter Körper füllt das Esszimmer aus. Verstohlen betrachtet sie sein blasses, großäugiges Gesicht, das zwischen Bartpelz und Astrachanhut beinahe verschwindet, im Schnurrbart bleiben Krümel hängen. Seinem feuchten Schaffellmantel entströmt Moschusduft, als er ihn auszieht und im Flur aufhängt. Daniel gehört Maggie, der mittleren Schwester, aber in Violets Herz haben sich Verlangen und Neid eingeschlichen. Durch ihren Körper wallt ungekannt starke Begierde, die auf Daniel gerichtet ist, seine große, breite Gestalt wirkt wie das Grab ihrer Hoffnung, eines Tages Kinder zu gebären. Er ist in ihren Wachträumen: seine Lippen, seine Hände, die rosafarbenen Brustwarzen, die sich lüstern und himbeerig von seiner schneeweißen Haut abheben. Das

Feuer in ihrem Schoß flammt plötzlich auf, ehe die Wechseljahre die Hitze verlagern. Sie freut sich dem Ende all dessen entgegen – alles besser als die liebeskranke, mädchenhafte Vernarrtheit in einen Mann, für den sie wie eine Schwester ist.

«Maggie hat Sorgen um euch Mädchen, sie meint, dass es auf der Straße immer übler zugeht. Ich sag ihr, das ist eben der Preis fürs Geschäft, aber heut Morgen ist sie wie 'n Huhn, läuft hin und her, hin und her. Ich soll euch eine Waffe besorgen!» Daniel zieht sich eine Stehleiter heran und schlägt das restliche Glas aus dem Fensterrahmen. «Muss kleiner Mann gewesen sein, wenn er denkt, er kommt durch dieses Fenster rein.»

Er hat Violet den Rücken zugewandt, die unweigerlich seinen Hintern betrachtet, über den sich straff die Hose spannt. Schnell wendet sie den Blick ab, als sie bemerkt, dass Diana sie anlächelt.

«Kein Grund zur Sorge», erwidert Diana. «Vi und ich sind uns einig, dass wir einen Einbrecher zwar nicht erstechen, aber ihm sehr wohl was über die Rübe ziehen könnten. Gestern Nacht kam Vi mit hoch erhobenem Kerzenleuchter aus ihrem Zimmer, bestimmt hätte sie Hackfleisch aus ihm gemacht.»

Daniel lacht dröhnend, und dann ist nur noch Knirschen zu hören, als der Mörtel angerührt wird, das Kratzen von Metall auf Stein und das Klack-Klack der Ziegel, die aufeinandergeschichtet werden. Rasch erlischt das Lichtquadrat, und eine weitere Schranke zwischen Violet und der Welt ist errichtet.

Nachdem Daniel sich zu dem Herrenausstattergeschäft in der Church Street aufgemacht hat, das ihm und seinen Brüdern gehört, gibt Grace den beiden Frauen einen Abschiedskuss und schlendert zur Grundschule St Mary's, die wenige Minuten entfernt neben der Kirche liegt, in der die meisten Anwohner getauft, verheiratet und verabschiedet werden. Diana öffnet in dem kleinen, feuchten Nebengebäude im Hof ihr Wettbüro, lässt das Radio laufen, damit sie über die wichtigen Tagesrennen informiert ist. Ihre Fingernägel, die so dick

scharlachrot lackiert sind, dass sie wie in Vinyl getaucht aussehen, sind der einzige Farbtupfer im Raum. Im Laufe des Tages schminkt sie sich nach und nach das Gesicht, ein Foto, das in der Dunkelkammer entwickelt wird, bis sie um fünf Uhr nachmittags für einen roten Teppich bereit wäre; die Verwandlung von junger Witwe zum alternden Starlet ist vollzogen. Violet hingegen legt gewöhnlich nie Make-up oder Nagellack auf, sie trägt ein schlichtes wadenlanges, dunkelblaues Kleid und am Büstenhalter das silberne Kriegsabzeichen ihres Vaters, das ihr Mut verleihen soll.

Eine der Auslagen sieht noch so aus, wie ihr Vater sie hinterließ: voll teurer Kompassse und mit Elfenbein intarsierter Flachmänner, die außerhalb der finanziellen Möglichkeiten ihrer Kunden liegen, den Laden aber von den anderen in der Straße abheben. Das restliche Geschäft der Volackis ist mit billigen und beliebten Artikeln vollgestopft: Gummistiefel hängen an Haken, schwarze Schulturnschuhe sind in hölzerne Ablagefächer gequetscht, Baumwollkleider hängen duftig-luftig an einer Stange in der Nähe des Lagers, in Seidenpapier gehüllte Woldecken stapeln sich in den oberen Regalen. In Dianas Augen ist das Geschäft eine «Gummizelle», ein erdrückend enger Raum mit gepolsterten Wänden, ein Ort des Wahnsinns, dessen Methode nur Violet kennt, während sich die Waren um sie herum wacklig stapeln. Sie verkauft Messer, Rasiermesser, Seile, Südwester, Ölzeug, stabile Arbeitstiefel, Seesäcke, Pfeifen, Tabak und Schnupftabak, aber am besten verdient sie, wenn sie den Seeleuten, die auf Fahrt gehen, ihre Heuervorschüsse auszahlt. In den tiefen Fächern der schweren Kasse mit der Handkurbel, die ausschließlich von Violet bedient wird, sammeln sich täglich mehr als hundert Pfund an, vom Safe oder der Schublade, in der sie größere Scheine aufbewahrt, ganz zu schweigen. Die letzten Kunden kommen nach Ladenschluss, klopfen diskret, aber ungeduldig gegen die Glasscheibe, benötigen dringend Streichhölzer oder Zigaretten; damit das Leben unkomplizierter wird, nehmen es alle mit den Gesetzen nicht ganz so genau.

LABA

2

Allmählich wird das koschere Hackfleisch, das in der Pfanne brutzelt, braun, und Mahmood gibt einen Teelöffel Chilipulver ins Öl. In East London kaufte er immer koscheres Fleisch, denn ein paar Häuser weiter befand sich ein guter Metzger, und koscher ist aus religiöser Sicht genauso gut wie *halal*, und mittlerweile schmeckt es ihm sogar besser. Er schnuppert an dem Gewürz mit dem geheimnisvollen Hindi-Etikett und riecht Kreuzkümmel, Gelbwurz und Ingwer heraus – passt schon – und streut einen Teelöffel über das Lamm. Zum Mittagessen gibt es dazu Zuckermais aus der Dose und abends zum Rest den übrig gebliebenen Reis. Besser werden seine Mahlzeiten derzeit nicht, obwohl er als Gehilfe eines Smutjes Dämpfen, Schmoren und Braten gelernt hat und, als er aushilfsweise in der Küche der somalischen Pension arbeitete, in der er letztes Jahr wohnte, auch Backen.

Immer noch ist Mahmood fassungslos, dass er nun ebenfalls zu den Männern gehört, die für sich selbst sorgen und in der Einsamkeit eines kalten möblierten Zimmers ihren Teller auf dem Schoß balancieren müssen. Er hat Laura immer in der Küche geholfen – welcher andere Mann hätte das getan? –, notgedrungen, denn ihr fehlt es an Geschmack. Es war ihm gelungen, ihr die Verwendung von Kräutern und Gewürzen beizubringen, aber trotzdem kamen ihre Karotten immer noch halb roh auf den Tisch, die Kartoffeln matschig, das Fleisch knochentrocken. Jetzt ist er gezwungen, neben allem anderen auch noch seine Mahlzeiten allein zu bewerkstelligen. Alles mit der Hand am Arm.

Mahmood muss sich in Erinnerung rufen, dass er Laura *nicht* hasst. Dass er ohne sie *nicht* besser dran ist. Dass diese wutroten Gedanken, die ihm durch den Kopf schießen, während er die Straße entlanggeht – ihre Titten sind zu klein, ihr Arsch ist zu flach, ihr Gesicht zu lang –, gar nicht ernst gemeint sind.

Laura hat ihn an diesem Längen- und Breitengrad festgenagelt. Er wohnt einzig und allein in diesem Haus – zusammen mit schwarzen Männern, mit denen er weder Sprache, Kultur noch Religion teilt –, damit er sie beobachten und die Dinge zwischen ihnen am Laufen halten kann, bis sie zur Vernunft kommt. Er hat im Blick, mit wem sie Umgang hat, und überquert alle paar Tage die Straße, um seine Söhne zu sehen. In vielerlei Hinsicht ist seine derzeitige Situation eine Verbesserung gegenüber der heruntergekommenen somalischen Pension, aus der er nach dem Vorfall in der Moschee ausziehen musste. Er hat ein eigenes Zimmer mit Schloss an der Tür, wohnt nicht mehr in einem mit Feldbetten zugestellten Dachboden. Er muss nicht mehr das nächtliche Dauerhusten ertragen, den Tratsch, die tropfende Wäsche, die an den unter der Decke gespannten Leinen trocknet. Sämtliche Matrosen dort waren faule Säcke, die im Bett kleben blieben und darauf warteten, dass ein anderer aufstand und den Ofen anfeuerte. Mahmood erinnert sich an das vergilbte Blatt mit den Vorschriften, das über seinem Bett an der Wand hing und dessen Text ihm Warsame zum Abschied laut vortrug, ehe er ihm befahl, die Koffer zu packen.

1. Der Betreiber einer Seemannsunterkunft darf weder Spirituosen ausschenken noch an ihrem Verkauf in irgendeiner Weise beteiligt sein. Er darf weder mit Bekleidung, Seemannsausrüstung oder Bettzeug handeln oder am Handel mit oben genannten Objekten Interesse zeigen.
2. Das Gesundheitsamt, Vertreter des Handelsministeriums und die Polizei haben jederzeit das Recht auf Zutritt und Inspektion des Heims.
3. Der Betreiber hat jedem, der in seinen Schlafräumen unterkommt, mindestens einen Kubikmeter Raum zur Verfügung zu stellen. Die Zahl der Beherbergten darf die vom Stadtrat genehmigte nicht überschreiten.
4. Der Betreiber muss hinsichtlich WCs, Waschgelegenheiten und

allgemeiner Hygiene bestimmte Auflagen erfüllen. Er hat die entsprechenden Verordnungen der Stadt sowie die Gebühren für die Nutzung der sanitären Einrichtungen an gut sichtbarer Stelle aufzuhängen. Die zu entrichtenden Gebühren für die Nutzung dürfen die der ausgehängten Gebührenordnung nicht überschreiten.

5. Der Betreiber darf im Heim weder Diebe, mutmaßliche Diebe, Prostituierte, mutmaßliche Prostituierte oder andere Personen von moralisch zweifelhaftem Charakter beherbergen bzw. hat solche umgehend auszuweisen.

Mahmood hatte gelacht, als Warsame zum letzten Punkt kam. Er war also nicht besser als eine Prostituierte? *Ajeeb*. Er packte seine Kiste, räumte seinen Kubikmeter und zog noch am selben Nachmittag bei Doc Madison ein.

Roter Backstein und Bleiglas, es riecht nach Bleiche und Niederlage. Das Arbeitsamt wirkt wie eine Kirche, Stellenanzeigen fallen von den Wänden wie Gebetsbilder, und kleinliche Verwaltungsmitarbeiter teilen staatliche Zuwendungen so unnahbar aus, wie Priester Oblaten in bedürftige Mäuler legen. Es wimmelt von arbeitslosen Berg- und Hafenarbeitern, Fuhrleuten, Hilfskräften, Klempnern, Straßenhändlern und Fabrikarbeitern, die jeglichen Blickkontakt miteinander vermeiden. Die Kiefernbohlen vor dem Schalter tragen Spuren der schweren Arbeitsschuhe und sind mit Zigarettenstummeln und Streichhölzern übersät.

SCHWEISSER GESUCHT

ZEHN JAHRE BERUFSERFAHRUNG ERFORDERLICH

NOCH NICHT VOLLJÄHRIG?

LEHRSTELLEN

ZIMMERLEUTE GESUCHT

TOTENGRÄBER

Mahmood steckt die Hände in sein Sportjackett und schiebt sich auf der Suche nach Arbeit in einer Gießerei oder einem Kesselraum an den Aushängen entlang. In seinen Taschen hat er nur Klimpergeld, alles andere ging beim Pokern drauf. Keine aussichtsreichen freien Stellen; keine der Firmen, die üblicherweise Farbige einstellen, hat Bedarf. Er betrachtet nochmals die Totengräber-Ausschreibung des Western Cemetery. Die Bezahlung ist gar nicht so schlecht, aber beim Gedanken, harte, feuchte Erde schaufeln und steife Leichen in den Löchern verbuddeln zu müssen, schüttelt er unwillkürlich den Kopf und sagt leise: «*Astaghfirullah.*»

Tief zieht er sich den Homburg in die Stirn, nimmt einen gelben Zettel, auf dem die Nummer 9 steht, und wartet neben einem der schweren Heizkörper, bis er an der Reihe ist und zum Schalter vortreten kann. Die Hitze, die von den gusseisernen Rippen ausgeht, dringt durch seine dünne Hose bis auf die Haut, eine Mischung aus Wohlgefühl und Schmerz, und er wippt hin und her, um etwas Abstand von der Hitze zu gewinnen. Im letzten Trampdampfer, auf dem er arbeitete, hatten die Besitzer neue Kessel einbauen lassen, und alle Messingbeschläge glänzten golden im weißen Licht der Feuersbrunst. Bewundernd war er einen Schritt zurückgetreten, ehe er Kohle nachschaufelte und dadurch das weiße Licht in ein nahezu fühlendes, farbloses Gas verwandelte, das rückwärts durch den Schornstein hinaufstieg wie ein seiner Lampe entfleuchender *dschinni*. Mahmood gebar und nährte dieses Feuer, von Gelb zu Orange zu Weiß zu Blau bis zu jener namenlosen Farbe, die reine Energie war. Wie es wohl wäre, die wenigen Zentimeter zu überwinden, die ihn davon trennen. Ob ihm die Haut wie in der *cadaabka* wie ein Laken vom Fleisch fiel? Diese Feuer hatten ihn geformt, ihn vom mickrigen Kombüsenjungen zum muskelbepackten Heizer gemacht, der stundenlang am Höllentor stehen konnte, das Gesicht geröstet und mit Kohlenstaub verschmiert.

«Nummer 9!»

Mahmood setzt sich auf den Stuhl vor Schalter 4 und legt den Hut auf dem Knie ab, ehe er seine graue Kennkarte aushändigt.

Die Frau vor ihm trägt ein braunes Tweedkostüm und weinroten Lippenstift, das Haar ist zu einem dicken Knoten hochgesteckt, über den sich ein Haarnetz spannt. Sie sieht Mahmood über den Rand ihres kleinen Metallbrillengestells hinweg an. «Was kann ich für Sie tun, Mr Mattan?», fragt sie, während sie den Ausweis unter die Lupe nimmt.

«Ich brauch staatliche Hilfe, keine Arbeit gut für mich.»

«Was können Sie?» Sie dehnt jedes Wort.

«Heizkessel. Steinbruch.»

Sie sieht ihre Unterlagen durch; ihr Verhalten ist höflich, freundlicher als das mancher anderer Mitarbeiter, die ihm offenbar grollen, ob er nun Arbeit sucht oder Arbeitslosengeld einstreicht.

«Es gibt was in einer Gießerei, aber ich glaube nicht, dass Sie geeignet sind.» Den Rest lässt sie ungesagt.

Er begegnet ihrem Blick und verkneift sich ein verbittertes Lächeln.

Sie stempelt die Kennkarte an den richtigen Stellen und zählt zwei Pfund und sechs Shilling ab.

«Einen schönen Tag, Mr Mattan.»

«Ihnen auch, *madam*.»

Mahmood steht auf, faltet die Pfundnoten und steckt sie in seinen Geldbeutel, setzt den Hut auf und lässt die Schwermut des Arbeitsamts zugunsten von Rennbahntrubel und Pferdegetrappel hinter sich.

Die Rennbahn in Chepstow ist in einem guten Zustand; Nieselregen lässt den Geruch von Erde, Gras und Pferdescheiße emporsteigen. Morgens lief es bei den Hunderennen für Mahmood nicht besonders, aber als er jetzt setzt, hat er ein besseres Gefühl. Hufe donnern, der Boden bebt, sein Herz hämmert, die anderen Zuschauer brüllen oder flüstern: «Komm schon, komm schon.» Ein Japsen, als ein Reiter abgeworfen wird, und dann, ohne dass ein Atemzug Mahmoods Lungen entweicht, setzt sich sein Pferd mit vorgestrecktem Kopf von der

wogenden Masse aus Muskeln und Mähnen ab, wird angepeitscht, angepeitscht, angepeitscht, bis über die Ziellinie. Das Konfetti der in den Wind geworfenen Wertscheine bestätigt, dass er als einer der wenigen Grips genug hatte, ein Risiko einzugehen und auf diesen Hengst zu setzen; über zehn Pfund Gewinn bei 20 : 1. Als er das Pferd auf der Koppel sah, entschied er sich im letzten Moment um. Ein hübscher Rappe, der ihm, darauf hätte Mahmood schwören können, zulächelte, als der Groom ihn am Zügel vorbeiführte. Zudem ein Glück verheißender Name, Abyssinia. Namen, die mit A anfangen, bringen ihm Glück, und in Abessinien war er auch schon, ein weiteres Zeichen. Wahrscheinlich sollte er sich mehr auf As konzentrieren. Bisher gewann er mit

Achtung

Ambitious Daisy

Apache

Artist

Angel Song

Artois

Arkansas's Pride

Atlantic Revelry.

Fünf Pfund sollte er schleunigst Doc Madison für das gemietete Zimmer in der Davis Street geben, ehe sie ihm durch die Finger rinnen und der alte Zausel ihm richtig im Nacken sitzt. Den Rest wird er für seine Söhne und Laura ausgeben, sie verwöhnen, jetzt, da die Strafe abbezahlt ist, die ihm das Gericht aufbrummt. Diese letzte Sache war ein Fehler und trug ihm im Polizeiregister nicht nur Diebstahl, sondern auch noch den Tatbestand des Frevels ein; er hat die Schraube überdreht und alle gegen sich aufgebracht. Der freitägliche Schuhhaufen vor der *zawiya* schien gewissermaßen vogelfrei – man konnte fast problemlos mit einem Paar antraben und mit einem anderen abmarschieren –, aber das *zakat*-Geld war absolut *haram*. Bis auf Berlin kann er keinen von ihnen mehr um etwas bitten.

Als er am Lichtspielhaus vorbeikommt, sieht er hoch, welche Filme gerade laufen: *Doppeltes Dynamit*. Immer noch. Neu im Programm sind *Quo vadis* und *African Queen*. *Quo vadis* wird er sich ansehen, über *African Queen* rümpft er jedoch die Nase. Er gibt zu viel Geld fürs Kino aus, eines seiner großen Laster, gleichzeitig aber auch seine Schule. Wo könnte er sonst so viel über diesen Ort lernen, den er nun Heimat nennt? Über dessen Träume, Geschichte, Legenden? In diesem dunklen, flohverseuchten Saal hat er gelernt, wie man Mädchen umwirbt, wie man waschechtes Englisch spricht, wie seine Nachbarn sich selbst und wie sie ihn sehen. Die Filme haben ihm noch etwas klargemacht: Er kann von den alten Adamsdown-Schachteln unmöglich erwarten, dass sie ihr Verhalten ändern; für sie wird er immer einer von diesen schmutzigen Kulis mit Lendenschurz bleiben oder ein Wilder aus dem Dschungel, der markerschütternd schreit, bevor er schnell und von niemandem betrauert stirbt, oder im besten Falle ein wortkarger Hausboy, der stolz anstelle seines weißen Herrn eine Strafe erduldet. Es ist ihm ein Rätsel, wie Laura diesen ganzen Mist ignorieren und ihn einfach als gewöhnlichen Mann sehen konnte. Lag es daran, dass ihre hungergeplagte, fluchende und bauernschlaue Familie ganz anders war als die reichen und pausenlos plappernden Filmfamilien? Sie gehört zur Dienstbotenschicht, die einen Schwarzen, das weiß er jetzt, genauso gut in den Dreck treten wie ihm eine brüderliche Hand reichen kann. Woran es auch gelegen hat, die Heuer in seiner Tasche gab sicherlich mit den Ausschlag.

Mahmood stolpert über einen losen Pflasterstein und kämpft befangen um Gleichgewicht, sieht verstohlen nach links und rechts. Er ist geradezu besessen von dem Gedanken, sein Gang könnte merkwürdig, plattfüßig wirken, denn er trägt die Schuhe eine Nummer größer, damit sie nicht auf seine schmerzenden Hühneraugen drücken. Hier darf man nicht wie Freiwild aussehen. Du darfst keine Schwäche zeigen, sonst sind deine Tage gezählt, wie die des betrunkenen Somaliers, den die Polizei letztes Jahr zu Tode prügelte. Mahmood hat früh

gelernt, wie ein Schwarzer in Cardiff gehen muss: Schultern hochziehen, Ellbogen ausfahren, die Füße langsam über den Boden gleiten lassen, das Kinn tief in den Kragen vergraben und den Hut weit ins Gesicht ziehen, damit er lediglich preisgibt, dass er ein Mann ist, ansonsten lediglich eine sich bewegende menschliche Silhouette. Selbst jetzt zuckt er zusammen, wenn er an einer Gruppe Waliser vorbeikommt, die an Rugbyspieltagen in der Kneipe waren; alles scheint ruhig, normal, als unvermittelt eine betonharte Faust sein Gesicht trifft und der Schock ihm sämtliche Worte aus dem Kopf schlägt. Sie lachen im Weitergehen, der Angreifer gratuliert sich laut und ausgelassen selbst, die Schande ist heißer als ein Heizkessel. Andere schwarze Matrosen haben ein Messer oder eine Rasierklinge in der Tasche, aber dieses Risiko kann er nicht eingehen. Die Polizei kennt ihn namentlich, auf der Suche nach einer gestohlenen Armbanduhr könnten sie auf das Messer stoßen – und dann? Zwei Jahre für das Tragen einer Angriffswaffe. Stattdessen hat er perfektioniert, sich unsichtbar zu machen. Befriedigt nimmt er zur Kenntnis, dass die Leute ihn «den Geist» nennen; es hilft bei der Arbeit und erinnert ihn an die Figuren in den amerikanischen Comicheften, die er für seinen Ältesten kauft:

Absorbing Man

Black Bolt

Chronomancer.

Es ist spät, als Mahmood in Berlins Bar auftaucht; davor ging er nach Hause, zog sich dort um, ignorierte dabei Docs Geschrei nach Miete, und stürmte in einem Dreiteiler und dunklem Mantel wieder hinaus. Berlin weckt in ihm Selbstzweifel, er sieht immer so adrett aus, wie Cary Grant oder ein anderer Filmstar. Mahmood streicht sich den Schnurrbart glatt und drückt die schwere schwarze Tür auf. Calypso Klänge erfüllen den Schankraum, lassen ihn belebter wirken, als er ist. An diesem Montagabend sind nur wenige Gäste anwesend: Studenten in schwarzen Rollkragenpullovern sitzen auf Barhockern, ein weißes

Pärchen tanzt ungelenkt vor der Jukebox, die Hüften der beiden zucken unkoordiniert im Stakkato. Berlin steht reglos mit gesenktem Kopf hinter der Bar, die Arme seitlich ausgestreckt, die Hände auf den Tresen gestemmt. Gedankenverloren wie er ist, dauert es kurz, bis er Mahmood wahrnimmt, der sich auf dem Barhocker genau vor ihm niederlässt; schließlich hebt er den Kopf, und seine distanziert wirkenden haselnussbraunen Augen blicken Mahmood mehrdeutig an. Sein Gesicht erinnert an einen Hai – einen Hammerhai –, der Schädel flach, die Lippen breit und dunkel. Auf eine gefährliche, blutleere Art sieht er gut aus. Er hängt sich an niemanden und lässt auch nicht zu, dass sich andere an ihn hängen. Mahmood weiß, dass er eine Tochter in New York und einen Sohn in Borama zurückgelassen hat; er spricht unbeschwert von ihnen, ohne Gewissensbisse oder Bedauern. Mahmood gefällt Berlins Gemütsarmut. Man kann ihm alles sagen, gerade so, als erzählte man es der Wand: kein Entsetzen, kein Moralisieren, kein Mitleid, keine Abscheu. Berlin hat keinerlei Erwartungen und nimmt selbst die größten Tragödien mit weltläufiger Gelassenheit hin. Sein Vater wurde vor seinen Augen ermordet, als die Derwische den Clan überfielen, und mitanzusehen, wie der Dolch die Kehle seines Vaters aufschlitzte, lehrte Berlin wohl, nicht allzu sehr am Leben zu hängen.

«Hat dich der Wind wieder reingeweht?», fragt er auf Somalisch.

«Der Wind hat mir Geld in die Taschen geweht, *sahib*.» Mahmood lässt eine Handvoll Münzen auf den Tresen fallen. «Bring mir 'ne Pastete und 'nen Kaffee, schwarz.»

«Gut gelaufen auf der Rennbahn?»

«Gar nicht schlecht.»

«Dir ist heute Abend einiges entgangen. Die Polizei hat herausgekriegt, dass zwei chinesische Matrosen in einer Pension in der Angelina Street Opium verkaufen. Und weil sie selber konsumieren, sind sie auf Wackelbeinen zum Streifenwagen gewankt, sie und der kleine Bebopper von der Universität. Die Haschbrüder haben herzlich gelacht, weil die Polizei mal mit anderen Kandidaten beschäftigt war.»

«Die Chinesen halten normalerweise dicht. Jemand muss sie verpiffen haben.»

«Wie hat es im Krieg so schön geheißen: Die Wände haben Ohren. In dieser vermaledaiten Bucht bleibt nichts lange geheim.»

Mit wenigen Bissen verschlingt Mahmood seine Pastete, die vertrocknet und fettig ist. Glücklicherweise ist sein Magen geschrumpft und leicht zufriedenzustellen. Früher konnte er an Bord alles vertilgen, was ihm vorgesetzt wurde, und nahm noch Nachschlag, jetzt isst er gerade so viel, dass seinem Verstand vorgegaukelt wird, es handelte sich um eine richtige Mahlzeit.

«Meinst du, der neue Somalier aus Gabiley verrät der Polente was? Irgendwie ist der mir nicht ganz geheuer.»

«Wer? Samatar? Da täuschst du dich. Der kriegt schon weiche Knie, wenn er bloß einen Streifenwagen sieht. So einer taugt nicht zum Informanten.»

«Spitzel», sagt Mahmood unbeeindruckt, rollt das Wort im Mund herum wie einen ausgefallenen Zahn. Spitzel hasst er noch mehr als Bullen. Man sitzt mit einem Mann beisammen, spielt Poker oder wärmt sich die Hände an einer Tasse Tee, und hast du's nicht gesehen, hockt man auf der Wache, wo alles, was man gesagt hat, wiederholt wird; egal, wie viel Unsinn man verzapft hat oder wie angeschickert man war, es wird gegen einen verwendet. Man streitet alles ab, doch die Polizei packt einen am Schlafittchen und sagt, genau so sei es gewesen.

«Ich seh einem an der Nasenspitze an, ob er ein Spitzel ist, und Samatar ist keiner», wiederholt Berlin. Wenn die anderen nicht da sind, ist er stiller, muss sich nicht großsprecherisch als Chef aufspielen, als Macker, der es geschafft, alle Widerstände überwunden hat. Es ist spät geworden, und er brennt herunter wie ein alter Docht, wischt den Tresen mit bedächtig kreisenden Bewegungen ab, reibt sich dabei die Augen. Ungeachtet des glänzenden schwarzen Haarschopfs und des geraden Rückens hat er die fünfzig überschritten, und allmählich

holt ihn das Alter ein; er nimmt nicht mehr an den Hausfesten teil und erfindet Ausreden, damit er am Wochenende zu Hause bleiben kann.

Sein Blick heftet sich auf einen Punkt über Mahmoods Schulter.

«Was ist?», fragt Mahmood und dreht sich um.

«Bloß dieser jamaikanische Dreckskerl, Cover. Der Zimmermann, der letztes Jahr genau dort bei der Jukebox auf Hersi eingestochen hat. Wenn einer ein Informant ist, dann er.»

Mit zusammengekniffenen Augen mustert Mahmood die kleine Gestalt, die auf der anderen Seite der Sophia Street zu sehen ist. Wirkt nicht wie ein Mann, der Ärger macht; die Arme pendeln beim Gehen vor und zurück, und aus der Pfeife in seinem Mund steigen hübsche Wölkchen in die kalte Luft.

«Wie kommst du darauf?»

«Er hat Hersi drei Stiche mit einem Rasiermesser versetzt und ihn dann mit einer abgebrochenen Flasche fast abgestochen.»

«Warum?»

Berlin hebt die Hände. «Weil er Somalier hasst? Wer weiß. Hersi ist beinahe daran krepirt, im Krankenhaus haben sie ihm eine Bluttransfusion nach der anderen verpasst, aber als der Jamaikaner vor Gericht stand, kam er ungeschoren davon, ein Schulterklopfen, und husch, husch ins Körbchen. Der setzt nie wieder einen Fuß über diese Schwelle. Informant.» Berlin sieht aus, als wollte er das Wort am liebsten ausspucken.

«Diese Westinder hassen uns grundlos. Mein Vermieter, diese Schlange, will mir auch ständig an den Karren fahren.»

«An Bord fangen die Probleme an, und dann folgen sie uns an Land. Wir streiten uns um ein paar Krümel. Hier zu leben, war eine Schnapsidee. Man sollte bei seinen eigenen Leuten bleiben. Dieser Cover landet eines Tages im Gefängnis, aber erst, wenn er jemanden umgebracht hat.»

Der Zimmermann verschwindet aus ihrem Blickfeld.

«Du hältst immer noch nichts davon, wieder zur See zu fahren?»,

fragt Berlin unvermittelt. «Könnte nicht schaden, bis sich die ganze Aufregung um die *zawiya* beruhigt und der Scheich die Sache vergessen hat.»

«Warum sollte ich? Ich möcht meine Söhne sehen.»

«Mit einem Fernrohr von der anderen Straßenseite?»

«Besser das als mit mindestens einem Ozean dazwischen», erwidert Mahmood und schürzt abwertend die Lippen.

«Will sie denn gar nicht, dass du Geld verdienst? Man darf diese jungen Frauen nicht so ernst nehmen. Sie gehen ins Kino und denken, in der Ehe sind sie auf Rosen gebettet, Geschnäbel bis ans selige Ende. Wie alt ist sie? Zwanzig? Einundzwanzig? Sie hat doch keine Ahnung, was ein Vater tun muss. Willst du, dass deine Söhne dich ständig arbeitslos und pleite erleben?»

«Wie kommst du darauf, dass ich pleite bin?» Mahmood springt vom Barhocker auf und knallt seinen Geldbeutel auf den Tresen. «Wirf einen Blick rein – nennst du das pleite? Mir geht's besser als diesen Matrosen mit ihren Heilsarmeemänteln und fingerlosen Handschuhen.»

Berlin verdreht die Augen und schiebt den Geldbeutel wieder zu Mahmood hinüber.

«Wenn du bis zum letzten Zapfenstreich in Cardiff bleiben willst, ist das nicht meine Angelegenheit. Noch einen Kaffee, Großer?»

Mahmood nickt und fährt sich über die Stirn. Sein Herz rast. Ingeheim fürchtet er, demnächst doch auf einem Schiff zu enden und das Versprechen zu brechen, das er seinen Söhnen gegeben hat, und dass er sich verhalten wird wie alle anderen, Treibgut, das nirgendwohin gehört.

«Du als Spieler solltest wissen, dass man sich manchmal in die Hände des Schicksals begeben muss.» Zischend und dampfend fallen die letzten Tropfen aus der Kaffeemaschine in die weiße Tasse. «Hab ich dir erzählt, was mir passiert ist, als ich 1919 nach New York bin?», fragt Berlin lächelnd.

Mahmood zuckt die Achseln.

«Ich hab bei den Barry Docks abgelegt, hab während des Ersten Weltkriegs in der Handelsmarine gute Dienste geleistet, war immer noch ein junges Bürschchen, kam mir aber mit stolzgeschwellter Brust und dem ersten Schnurrbartflaum wie ein Held vor. In New York spuckt das Schiff seine Ladung aus, geht anschließend ins Trockendock und ich also mit meiner Heuer losmarschiert, die mir in den Taschen brennt. Ich seh all diese schönen farbigen Mädchen, die Pelz tragen, Bänder im glatten Haar, die Strümpfe enden knapp überm Knie und ich frag mich, hey, was hab ich eigentlich unter lauter stinkenden Männern in diesen Kesselräumen verloren? Mein ganzes Leben hab ich verschwendet! Die Mädchen sind aus dem Süden, sie sagen, ich soll nach Harlem gehen, dort gibt's die famosesten, verrücktesten Lokale, ein wahres Negerparadies. Ich sag, bringt mich sofort hin. Weil ich angeben will, nehmen wir ein Taxi, und unterwegs halten wir bei einem Diner. Es gibt nur Gerichte, die typisch für ihre Küche sind – Schwein hier, Schwein da –, aber ich finde was, was ich mir zwischen die Kiemen schieben kann, und eines der Mädchen, eine echte Zuckerpuppe mit einem Gesicht, das nach Küssen schreit, die drückt sich an mich und lacht, und ich drück zurück und lach auch, *kekeke*, zeig sämtliche Zähne und verschwend keinen Gedanken mehr an Schiff oder Zapfenstreich. Seit Monaten war ich nicht mal in der Nähe einer Frau ... und die Mädchen singen was für mich und bestellen immer mehr und rufen Freunde rein, die draußen vorbeigehen, und ich drück mich immer noch an sie und lach. Wir sind fertig mit Essen, und sie sagen, es gibt 'ne Party. Nichts wie hin! Louis ist dort und Fats und reiche Bleichlinge mit gutem geschmuggelten Whisky. Ich zahl für alle, und wir steigen ins nächste Taxi, weil mein Mädchen sagt, ihr tun die Füße weh, und fahren zu dieser Party auf der Lexington, und ich seh weder Louis noch Fats, aber das Licht ist schummrig, die Musik swingt, die Getränke sind hochprozentig. Ich krieg einen Schwips, verlier mein Mädchen in der Menge und hab das Gefühl, als tanzen die

Leute auf mir herum, als ob ich durch den Boden fall. Wie du weißt, vertrag ich ordentlich was, und ich frag mich, was das für ein amerikanisches Gesöff ist, das mir das Hirn vernebelt. Ich will mein Mädchen finden, mich an ihren Füßen festhalten, also krabbel ich durch die Menge, in der Überzeugung, dass ich ihre roten Schuhe wiedererkenn, aber dem ist nicht so, und schließlich schleifen sie mich vor die Tür. Ich wach auf der Straße auf, und weißt du was? Diese Mädchen haben mir die Taschen geleert – in meiner Briefftasche befindet sich nur noch mein Seefahrtbuch –, haben mich unter Drogen gesetzt, dann ausgeraubt. Ich lass mich nach Downtown in die Nähe des Hafens treiben, aber es ist mir viel zu peinlich, vor den Käpt'n zu treten. Überall diese tiefen Löcher im Boden, wo sie einen neuen Häuserblock bauen, einen neuen Wolkenkratzer hochziehen. Ich hock voller Selbstmitleid da, seh übers Wasser und halt mir den Kopf, da krieg ich von hinten einen Stoß. Kampfbereit spring ich auf die Füße. Der Mann lacht und ich sag, schon mit hoch erhobenen Fäusten, worüber lachst du? Kennst du mich nicht mehr? Woher soll ich dich kennen? Hamburg '05, sagt er. Ich mach einen Schritt rückwärts und fasse es nicht, er tut so, als legt er mit Pfeil und Bogen auf mich an, da trifft mich die Erinnerung. Er heißt Taiaiake.»

Mahmood kommt es vor, als wäre er wieder in der *dugsi*, wo er seinem Koran-Lehrer beim Hin-und-her-Gehen zusieht, sich von dessen Geschichten dauerberieseln lässt. «Wer war der Mann?»

Berlins Augen funkeln. Er kippt einen Espresso, ehe er weitererzählt.

«Dazu müssen wir direkt ins Jahr 1905 zurück. Nach Hamburg. Ich und hundert andere überqueren Meer und Land, weil man uns erzählt hat, in Europa gibt es Arbeit. Angeworben wurden wir von einem somalischen *dalaal*, der in den Gebieten der Habr Awal, Garhajis und Warsangeli nach Leuten wie uns sucht, die mit ihm gehen. Ich war vaterlos, und als ich höre, dass viele meiner Clanleute weggehen, kann mich meine alte Mutter nicht mehr halten. Unser Vieh ist gestorben,

wegen der Derwische können wir nicht zu unseren alten Brunnen, unsere Kamele werden bloß noch zwei Wochen durchhalten, sie hat mir nichts bieten können. Da waren wir also: die Altersschwachen, die gerade Geborenen, die *wadaads* und die Weber, der *suldaan* und seine Schranzen, der Pfeilschmied und die Poeten, alle unterwegs auf einer *dhow* nach Aden. Der *dalaal* schmiert uns allen Honig ums Maul, dass die Deutschen ganz beeindruckt von den Geschichten über die tapferen Somalier sind, die sie unbedingt höchstpersönlich sehen wollen, wir müssen ihnen bloß zeigen, wie wir leben, und sie stopfen uns die Taschen mit Gold voll. Unten in der *dhow* befindet sich alles, was wir haben – unsere Sättel, Speere, Gebetsteppiche, Kopfstützen, Kochtöpfe, einfach alles! Kaum legen wir in Hamburg an, da steht schon ein Fotograf am Kai. Sein Blitzlicht explodiert und bringt die Babys zum Weinen. Wir treffen Hagenbeck, den Oberboss, der uns zu seiner Villa mitnimmt und sagt, wir sollen in dem lang gestreckten, grünen Garten unser Lager aufschlagen. Während ich den Frauen zuseh, wie sie die Holzrahmen zusammenbinden, schlaf ich auf dem Rasen ein, und als ich aufwach, spähen kleine weiße Gesichter durch den Zaun, es wird gekichert und gewispert. Diese weißhaarigen kleinen *dschinn* jagen mir Angst ein, und ich renn in einen der fertigen *aqals* und bleib dort, während ständig mehr *gaallo* daherkommen und uns angaffen.»

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de